

Elias Castelnovo: Im Finstern

(Schluß aus Heft 1)

Luise ist nun mit meinen Lebensgewohnheiten vertraut, und ich gewöhne mich daran, ihren Buckel ohne Grauen zu sehen. Luise aber hat die Furcht verloren, die ihr zuerst die Zunge lähmte. Jetzt denkt und spricht sie laut und ungezwungen und äußert eigene Ansichten.

Unsere Beziehungen werden von Tag zu Tag fester und herzlicher. Will ich einmal besonders lieb zu ihr sein, so fasse ich sie mit einer Hand beim Kinn. Dann reckt sie den Hals wie ein Reiher, der im Rücken eine tödliche Wunde hat, und lächelt in leiser, geheimer Freude. Ihr Mund, der immer zu klagen scheint, harrt der Labung ungekannter Küsse, und ihre schwarzen Haare wehen mir entgegen, wie Schlinggewächse das Gitterwerk einer Umzäunung suchen und darauf warten, in der ersten Umarmung des Frühlings aufzublühen.

Ich erzähle Luise alles, was mich bedrückt, und das Mitleid, das ich früher mit ihr gehabt habe, empfindet sie jetzt für mich.

Eines Abends vergaß Luise, die Matratze auf den Fußboden zu legen; als ich heimkam, hatte ich kein Lager. Ich weckte sie und machte ihr liebevolle Vorhaltungen. Da sagte sie mit der größten Natürlichkeit: »Leg dich doch zu mir . . . Es ist Platz für uns beide . . . Genier dich nicht . . .« Ich schämte mich vor mir selber, daß ich mich angesichts eines so unschuldigen Vorschlags genierte, und legte mich schweigend nieder. Als ich die Decken zurückschlug, lag sie nackt vor mir. Vor diesem mißgestalteten Körper lief mir ein Schauer über den Leib, und ich löschte sofort das Licht.

Luise warf sich mit nervösen Bewegungen hin und her. Mir schien es, als ob sie seufze oder schluchze, aber ich war so müde, daß ich alsbald einschlief.

Bald fuhr ich wieder auf; denn meine Gefährtin stieß mich an; ob es bewußt oder unbewußt geschah, war mir nicht klar.

»Was fehlt dir? Kannst du nicht schlafen?«

»Nein . . . ich kann nicht . . .«

»Soll ich die Matratze auf die Erde legen?«

Luise flüsterte mir mit flehender Stimme ins Ohr: »Nein, Bruder, tu es nicht . . .«

»Warum?«

Sie schloß mir mit ihrer Hand die Lippen:

»Nein . . . Ich will nicht . . .«

Am nächsten Tage war sie zärtlicher als je, und ihr Lächeln war weicher und hingebender. Ihre Stimme klang leiser, sympathischer. Sie brachte mir das Frühstück ans Bett, was sie bisher noch nie getan hatte.

»Magst du das gern?«

Als ich ja sagte, beeilte sie sich fortzufahren:

»Dann mach' ich's morgen auch so . . . ich bringe dir den Kaffee immer ans Bett. Ja?«

Als ich mich erhob, sah sie mich sehnsüchtig und mit der entsagungsvollen Miene einer unverstandenen Frau an.

Ich begann etwas zu lesen, und sie bewegte sich um meinen Tisch herum. Dann umarmte sie mich von rückwärts, neigte

ihren Kopf an den meinen und fragte: »Hast du mich lieb?«

Ich drehte mich nicht um. So konnte ein Kind fragen. Mir fiel ein, daß Luise eine arme Waise war, die niemals jemand geliebt hatte; diesem Umstande mußte man solche Ausbrüche kindlicher Zärtlichkeit zugute halten.

Trotz meiner Zurückhaltung bedrängte sie mich so sehr, daß ich mich endlich doch umwenden mußte. Da sah ich zwei strahlende, liebevolle Augen, ein flehendes Lippenpaar und eine samtene Haut, die die Erregung lebhaft gerötet hatte. Alles Blut ihres Körpers strömte jetzt in ihr Antlitz und lieh ihm leuchtende Farben.

Immer wieder schloß mich Luise in die Arme; dann begann sie krampfhaft zu schluchzen.

Ich begriff ihre Wünsche und schwieg. Durch meinen Kopf wogten finstere Gedanken. Ich erblickte im Geist idiotische Kinder, qualvoll leidende Wesen, früh gealtert, mit sehr großen Köpfen und krummen, schwachen Beinen.

»Warum redest du nicht?« fragte sie.

»Was soll ich sagen, Schwester?«

»Ach ja, ich weiß, ich bin häßlich, bucklig, abscheulich . . . aber ich bin gut. Du könntest mir ein Wort sagen . . .«

»Nein . . . deshalb nicht . . . Nur . . . nachher . . .«

»Was: nachher?«

». . . würdest du noch viel unglücklicher sein, Schwester.«

Wenn Luise schlief, drehte sie mir gewöhnlich den Rücken zu. In der folgenden Nacht war sie unerträglich. Sie warf sich von einer Seite auf die andere, stöhnte und drängte mich in ihrem Taumel so weit an die Bettkante, daß ich dreimal nacheinander aufwachte.

»Was ist dir?« fragte ich.

Sie wußte offenbar nicht, was sie antworten sollte, küßte mich auf die Stirn und lehnte ihren heißen Kopf an meinen Hals. Ich streichelte ihr Haar, und in dieser seltsamen Lage schliefen wir ein.

Am andern Tage war Luise schweigsam, undurchdringlich . . . Sie wanderte ohne Anlaß hin und her, seufzte und sah mich nicht einmal an, als ich das Haus verließ. Meinen gewohnten Gruß beantwortete sie mit einem eigentümlichen Ausdruck ihres Gesichts, den ich mir nicht erklären konnte.

Als ich wieder heim kam, traf ich sie nicht mehr an.

Sie war fort.

Beunruhigt und niedergeschlagen ging ich auf die Straße. Ich konnte nicht zugeben, daß sie mich um einer Empfindung willen verließ, die, wäre Luise gesund, die natürliche Aufgipfelung unserer Beziehungen sein würde. Ich suchte die Plätze auf, an denen sich Luise früher aufzuhalten pflegte, und unter dem zweiten Bogen am Bahnhof Once fand ich sie denn auch, zusammengekauert, wie in der ersten Nacht. Ich weckte sie auf. Sie erhob sich und richtete

sich empor, so hoch wie nie. Ihre Augen funkelten in dem nächtlichen Halbdunkel wie die einer Katze, die in einem finstern Keller eingesperrt ist.

»Tropf!« schalt sie auf mich ein. »Was willst du?«

»Warum bist du gegangen?«

»Weil du ein Tropf bist!«

Sie klapperte mit den kleinen Pantoffeln auf den Pflastersteinen und wiederholte immer wieder: »Tropf! – Tropf!«

Ich beschränkte mich darauf, den Sturm von Scheltworten ruhig über mich ergehen zu lassen; endlich faßte ich sie am Arm und sagte: »Komm!«

»Laß mich los! Du böser Mensch! Ich geh' nicht mit! Nein! Ich hasse dich!«

Ich legte den Arm um ihre Hüfte, nahm ihr Gesicht in meine Hand und fragte:

»Warum denn, Luise?«

Ich glaube, es war das erstemal, daß ich sie bei ihrem Namen rief. Und Luise war nun so bewegt, daß sie alles zurücknahm, was sie gesagt hatte, und mich mit Tränen in den Augen um Verzeihung bat. Ich sagte ihr, daß es zwischen uns keine anderen Beziehungen geben dürfte, als die bis jetzt bestanden hätten; aber sie hörte nicht auf mich, sondern schlang die feinen Finger um meinen Hals, sah mir tief in die Augen und flüsterte: »Ich hab' dich lieb!« Dann preßte sie sich an mich und stammelte: »Du . . . Schlimmer . . . Warum bist du so schlecht zu mir? Ich hab' dich doch so lieb!«

Völlig ausgesöhnt machten wir uns auf den Heimweg. Luise hing an meinem Arm wie eine kokette Braut. Ihr nervöser Schritt gewann für Augenblicke eine ungekannte Eleganz.

Unterwegs sagte mir die Kleine, um sich zu rechtfertigen: »Weißt du, weshalb ich davonging? . . . Ich will dir's sagen: ich glaubte, du hättest mich nicht lieb. Ich war töricht, nicht wahr?«

Ich gab keine Antwort. Ich konnte nicht antworten. Luise fuhr fort: »Heut nacht schlafen wir zusammen, aber nicht so wie sonst. Nein . . . ich kann so nicht schlafen . . . Wenn du wüßtest, lieber Bruder, wie ich leide . . .«

Der flehende Ton rührte mich. Wir kamen zu Hause an und legten uns wie gewöhnlich nieder. Luise zitterte; ihr Leib lag in krampfhaften Zuckungen; sie hüllte mich in ein Netz aus Küssen und Umarmungen. Ich küßte mit wahrer Leidenschaft ihren Mund, und in einer Wallung unendlichen Mitleids nahm ich sie hin . . . In meinen kräftigen Armen wand sich dieser hagere, mißgestaltete Körper in Angst und Nöten. Luise stieß einige schrille Klagelaute aus und weinte vor Schmerz und Freude.

Als sie sich wieder beruhigt hatte, flüsterte sie mir ins Ohr: »Dank . . . Dank . . .!«

Seitdem ich Luise besessen habe, ist mein Bewußtsein wie betäubt. Meine Arbeit läßt mich nicht klar erkennen, was ich getan habe; denn man hat wegen einer bald herauskommenden Sondernummer einer Zeitung meine Arbeitszeit verlängert